

„Kinder fragen nicht, womit man mehr Geld verdient“

Hockey-Legende Natascha Keller erklärt, warum eine echte Olympiamedaille mehr wert sein kann als das neueste Handy.

Sie ist im Hockey eine Legende. Mit 425 Länderspielen ist Natascha Keller deutsche Rekordnationalspielerin. Die Berlinerin wurde 1999 zur Welthockeyspielerin des Jahres gekürt, wurde 2008 Olympiasiegerin und durfte vier Jahre später das deutsche Team als Fahnenträgerin ins Londoner Olympiastadion führen. Jetzt war die 42-Jährige für ein zweitägiges Camp in der Hockey-Provinz Dresden und gab ihr umfangreiches Wissen an sächsische Talente weiter. Mit der SZ sprach Keller über ihre Erfolge, Familie und ihre Motivation.

Frau Keller, was lernt man an zwei Tagen bei Ihnen?

Wir wollen, dass die Kinder etwas Neues mitbekommen, was sie vielleicht im Alltag vom Training nicht so lernen. Das neue Wissen wollen wir dem Nachwuchs mit an die Hand geben, und natürlich das Wichtigste: Spaß an unserem Sport. Wir machen in jedem Camp auch eine Talkrunde. Wann hat man schon mal die Chance, mit den Persönlichkeiten aus den verschiedenen Hockeybereichen mal reden zu können. Diese Vorbilder sind extrem wichtig. Das weiß ich noch aus meiner eigenen Kindheit. Da hat mich interessiert: Was haben die anderen vor mir getan?

Das war bei Ihnen ja leicht, Sie hatten die Vorbilder in der Familie.

Genau, das war aber für mich auch wichtig. Ich hatte meine Brüder und konnte spüren, welchen Spaß sie daran hatten. Da wusste ich noch gar nicht, ob sie erfolgreich waren oder nicht. Diese Freude, die sie mir vorgelebt haben, war für mich wichtig, damit ich dann auch Hockey betreibe.

Sind denn solche Camps wie Ihres auch



Gelernt ist gelernt: Natascha Keller hatte die besten Vorbilder in der eigenen Familie. Großvater Erwin holte Olympia-Silber, Papa Carsten sowie ihre Brüder Andreas und Florian sogar Gold.

Foto: Sven Elger

Sind denn solche Camps wie Ihres auch wichtig, um der heutigen Daddel-Generation entgegenzuwirken?

Angebote für Kinder sind immer wichtig, gerade in den Ferien. Meine Sportart ist nun mal Hockey, wir hatten jetzt gerade in Berlin auch zwei Camps mit jüngeren und älteren Kindern. Es ist eine Freude, zu sehen, wie die Kinder Tag für Tag mehr Spaß und Freude entwickeln. Das nehmen sie auch mit nach Hause und in die Vereine. Jedes Kind nimmt irgendwas mit, der eine einen technischen Trick, der andere hat vielleicht mitgekriegt, wie ein Hockeyschläger produziert wird – oder mal eine Medaille in der Hand zu haben. Das ist extrem wichtig.

Aber Sie erzählen den Kindern auch, dass mit Hockey nicht das große Geld zu verdienen ist. Womit kann Ihre Sportart denn heute bei Kids punkten?

Für mich ist es die tollste Mannschaftssportart der Welt. Ich weiß von mir, wie ich als Persönlichkeit gewachsen bin. Ich hatte links und rechts neben mir immer Freunde dabei. In meiner Jugend haben wir uns in den Sommerferien auf dem Kunstrasen getroffen, haben gespielt, sind danach gemeinsam zum See baden gefahren und abends ins Kino gegangen. Mir hat das einen großen Freundeskreis gebracht, mit Freundschaften, die bis heute existieren, der Sport hat mir so viel beigebracht, ich konnte dadurch auch viel reisen. Man muss sich an Regeln halten. Hockey ist eine hoch koordinative Sportart, nicht langweilig. Weil man neben Hockey auch in den Kraftraum geht, Sprint- und Ausdauertraining macht, Videoanalysen notwendig sind. Ich

kenne keine Sportart, die in sich zwei Mal existiert: Feld- und Hallenhockey. Da gibt es andere Schläger, andere Schuhe, andere Regeln – das macht es total spannend.

Sie haben vor den Kindern auch von drei Mal Training am Tag gesprochen.

Das ist vielleicht zu „negativ“. Das ist in Hochzeiten, in Vorbereitungslehrgängen der Nationalmannschaft so – da sind es vier oder fünf Einheiten.

Dennoch klingt das nach Qual und Schmerz. Ist die heutige Jugend noch bereit, sich zu schinden?

Wir sind hier weit weg von der Nationalmannschaft. Aber es gibt genügend Jugendliche, die bereit dafür sind. Wenn man ein großes Ziel hat, will man dafür auch etwas investieren. Für ein Kind geht es nicht hauptsächlich darum, ob man später mit der Sportart mal Geld verdienen kann. Mein kleiner Neffe spielt Hockey und Fußball. Das macht ihm einfach Spaß. Im Hockey kann man auch davon leben, wenn man oben angekommen ist. In Holland oder Belgien wird das bereits sehr professionell gemacht, wer weiß, wie sich das entwickelt. Aber danach sollte man sich seinen Sport nicht aussuchen. Ich würde diesen Weg immer wieder gehen.

Ticken sächsische Talente anders?

Hockeyspieler ticken alle ähnlich, da kann man nicht sagen, Kölner sind anders als Berliner oder Dresdner. Der Nachteil für Dresden ist: Hier hat man keinen Bundesli-

gaverein, bei dem man zugucken kann. Für Hochburgen wie Hamburg oder Köln ist das schon ein Vorteil, wenn man die Profimannschaften mal sehen kann. In Berlin haben wir bei solchen Camps eben auch Kinder aus zehn Vereinen, das ist spannend, wie die sich zusammentun.

Wie fällt Ihre Bilanz des Camps aus?

Ich bin mit der Berliner Vereinskultur aufgewachsen. Es gibt da sehr viele Hockeyvereine, in Dresden nur zwei. Es ist sehr schade, dass es so wenig Möglichkeiten für die Kinder hier gibt, den Sport auszuüben. Ich fand es toll vom ESV Dresden, dass sie uns als externe Leute dazugeholt haben, um auch neue Ideen für die Kinder einzubringen. Wir hatten in Dresden eine große Bandbreite: Aus Kindern, die sehr talentiert waren und denen, die noch nicht lange Hockey spielen. Aber gerade die waren voller Freude dabei. Das nehme ich auch selbst als ein sehr schönes Gefühl mit.

Sie waren mehrfache Berliner Stadtmeisterin im Tennis – wieso sind Sie nicht da drangeblieben?

Richtig, da wusste ich auch, mit Tennis könnte ich mal mehr verdienen. Aber ich war auf dem Hockeyplatz glücklicher. Wenn man verliert oder gewinnt, tut man es gemeinsam. Ich war eher Mannschaftssportler. Jetzt finde ich Tennis toll, spiele zwar kein Hockey mehr, aber ich habe meine Tennismannschaft im Verein, ich spiele da im Ü40-Team. Das ist total nett. Das Training ist da nur Nebensache.

Sie sind in Ihrer ersten Bundesligasaison mit erst 16 Jahren gleich Torschützenkönigin geworden. Ist diese Abgebühtheit Instinkt oder erlernbar?

Das ist eine Kombination aus allem. Mit 16 ist man selbst noch unbekümmert und die anderen Mannschaften kennen einen noch nicht. Klar gehört viel Training dazu, um Tore zu schießen, aber auch viel Talent und eine gute Ausbildung, was Koordination, Körperschulung angeht. Je mehr man passiv oder aktiv erlebt oder sich anschaut, desto besser weiß man vor dem Tor, wohin man gehen muss. Ich habe früher auch mit Keulen jongliert – eine breite Ausbildung hilft einem da auch weiter.

Sie stammen aus einer überaus erfolgreichen Hockey-Dynastie. Haben Sie das als Last empfunden, auch erfolgreich werden zu müssen?

Überhaupt nicht, es war nie eine Last für mich. Es waren vor mir schon Familienmitglieder erfolgreich, da musste ich ja nicht auch noch erfolgreich werden. Im Gegenteil: Es war toll, als ich klein war, meine älteren Brüder spielen zu sehen. Wenn einer an einer Sache keinen Spaß findet, muss er da gar nichts, sondern kann und darf. Wir hatten alle die Möglichkeit, diesen tollen Sport auszuüben und wir sind alle in guten Zeiten gelandet, in denen die Mannschaft immer gestimmt hat, wir haben ja nie allein etwas gewonnen. Wir hatten Glück. Ich freue mich, dass ich dazugehören darf.

■ Das Gespräch führte Alexander Hiller.